

Zeitschrift: Jurablätter : Monatsschrift für Heimat- und Volkskunde
Band: 34 (1972)
Heft: 4

Artikel: Werden und Vergehen der Grafen von Thierstein
Autor: Fringeli, Albin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-862118>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

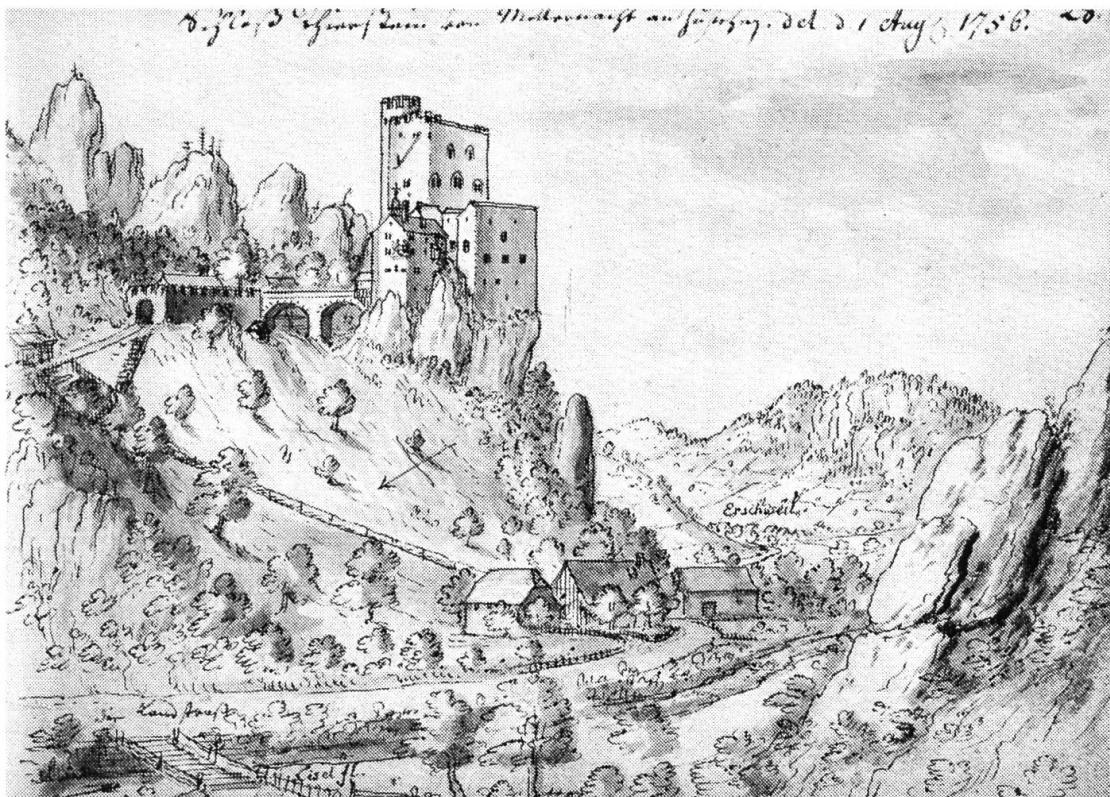
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Schloss Thierstein von Norden. Zeichnung von E. Büchel 1756.
(Foto Denkmalpflege Solothurn)

Werden und Vergehen der Grafen von Thierstein *Meditationen auf dem Büsseracher Schloss*

VON ALBIN FRINGELI

«Alles auf Erden ist in ständigem Fluss; nichts wahrt seine dauernde und feste Form, und unsere Neigungen für die äusseren Dinge vergehen und ändern sich notwendigerweise wie diese . . . Dauerhaftes Glück, fürchte ich, ist nicht bekannt.» Diese Überlegungen stammen von Jean-Jacques Rousseau. Zwei Monate hat er sich, der Verfolgte, auf der St. Petersinsel im Bielersee aufgehalten. Er ist glücklich, dass ihm niemand die Erinnerung rauben kann. Der Traum malt ihm die entzschwundenen Gegenstände lebhafter aus, je tiefer dieser Traum ist.

Nach Saugern, wo am Ende des 12. Jahrhunderts ein berühmtes Grafengeschlecht ausstarb, und dann hinüber zu ihren Verwandten auf dem Thiersteinberg im Fricktal, fliegen unsere Gedanken! Die Mönche von Beinwil,

Kleinlützel und Frienisberg wissen, dass sie sich in gefährlichen Situationen auf die Hilfe der Neu-Thiersteiner im Lüsseltal verlassen können. Seit dem Ende des 12. Jahrhunderts steht das Wahrzeichen des Lüsseltals. Um die Mitte des 14. Jahrhunderts spaltet sich das Geschlecht in zwei Linien: Thierstein-Pfeffingen und Thierstein-Farnsburg. Erdbeben, drückende Schuldenlast, Verpfändungen. Düsteres Raubrittertum, strahlende Feste: Glanz und Elend der Weltgeschichte fliessen zusammen auf dieser Burg. In einem kleinen Weltenwinkel, abseits der grossen Heerstrasse, spiegelt sich ein Stück Weltgeschichte.

Heisst es nicht, engbegrenzte Heimatkunde betreiben, wenn man jemand zumutet, sich mit der Geschichte der Grafen von Thierstein zu beschäftigen? Wenn wir aber erfahren, dass Graf Hans an der unteren Donau gegen die Türken gekämpft hat und dass sein Sohn Oswald im Jahre 1452 vom deutschen Kaiser in Rom zum Ritter geschlagen worden ist, dann versetzen uns schon diese beiden historischen Tatsachen in Staunen. In einer Zeit, da man die modernen Verkehrsmittel noch nicht kannte, durchstreiften also diese Herren ganz Europa! Die Thiersteiner Grafen standen meistens im Dienste der Habsburger. Sie gingen aber auch bedrängten deutschen Städten und Fürsten zu Hilfe. Das Verhältnis zu den Eidgenossen war in der Regel nicht das beste. Die Thiersteiner hatten ja allen Grund, misstrauisch zu sein. Graf Hans wird sich oft trübe Gedanken gemacht haben. Der Glanz seiner Familie war ordentlich verblichen. Er hatte ja nur noch seine beiden Söhne Oswald und Wilhelm. Auf seinen Schlössern Pfeffingen und Thierstein war es still geworden.

Neue Zeit — neue Sorgen

Eine neue Zeit war im Anzug, eine Zeit, die den Untergang des Adels und dafür den Aufstieg der Städte bringen sollte. Hin und wieder werden wohl die Mönche von Beinwil ihren bedrückten Kastvogt Hans von Thierstein getröstet haben. Sein Bruder Bernhard hatte sich mit der Schwester des kinderlosen Grafen von Toggenburg verheiratet. Sein Sohn Walraf wurde in Feldkirch bei der Explosion eines Pulverfasses getötet. Das Schicksal meinte es nicht mehr gut mit den Thiersteinern. Ein halbes Jahrtausend war ihnen zugeilt, und diese Zeitspanne ging ihrem Ende entgegen. Viele Adelige hatten schon gemerkt, was die Weltenuhr geschlagen hatte. Sie zogen in die Städte und schickten Vögte auf ihre Schlösser. Die kriegerischen Ereignisse und die Pest hatten auch viele Ritter heimgesucht. Der Vater des Grafen Hans und sein Onkel waren in der Schlacht bei Sempach gefallen. Mit einiger Wehmut schaut man noch heute in der Sempacher Schlachtkapelle auf das Thiersteiner

Wappen, das uns Kunde gibt, dass einmal ein geharnischter Krieger über die Juraberge geritten ist, um irgendwo in der Nähe der Waldstätte die unfolgsamen Hirten zu bestrafen.

Familientragödien waren es, die den sinnenden Grafen erschütterten bis ins tiefste Innere hinein. Dazu kamen aber noch die finanziellen Nöte. Auf dem Schloss Thierstein sass ein solothurnischer Vogt. Aus der Aarestadt hatte Graf Hans Geld erhalten. Dafür musste er einen Teil seiner Macht den Solothurnern zugestehen. Im Schloss Angenstein zog ein Basler Bürger als Vogt ein. Wann war es wohl möglich, den Gläubigern das Geld zurückzugeben und wieder ein freier Mann zu werden?

Die thiersteinische Herrschaft war von zwei Seiten bedroht. Immer daselbe Lied, bis auf den heutigen Tag. Einst hat man vom Mühlstein gesprochen, der alles zermalmt, was zwischen die mächtigen Walzen kommt. Wenn wir einen modernen Vergleich wagen dürfen, könnten wir sagen: In Basel und Solothurn waren seit langem unbarmherzige Schaufelbagger bereit. Sie warteten nur noch auf den Vormarsch gegen das begehrte Gebiet der Grafen von Thierstein. Gelegentlich bestand freilich die Gefahr, dass sich die Schaufeln der grossen Staatsbaumaschinen in den Weg kamen und sich so erbittert ineinander verbohrten, dass sie eine Zeitlang arbeitsunfähig werden konnten. Graf Hans hatte das Surren der Baumaschinen, die bei der Errichtung der zwei Kleinstaaten benötigt wurden, noch gehört. Er wusste sicher auch, dass es unmöglich war, den Mächtigen zu widerstehen. Er starb am 27. August des Jahres 1455. In der Schlosskapelle von Pfeffingen fand er seine letzte Ruhestätte.

Trauer und Freude

Zwei Ereignisse aus dem Leben des Grafen Hans von Thierstein seien noch erwähnt.

Franziscus Haffner, der Solothurner Stadtschreiber, erzählt in seinem «Schauplatz» (1666), dass der junge Graf Walraff von Thierstein am 15. Februar 1427 in Feldkirch jämmerlich ums Leben kam. Im Turm der Festung Feldkirch sei Feuer ausgebrochen. Walraff eilte mit sechs Edlen herbei, um das Pulver herauszuschaffen. Sie hatten bereits zwei Fässer ins Freie gebracht aber der dritten Tonne fielen die Reife ab, «da schlug das Fewr darain und verzehrt den Graffen, einen von Brandis und sonst noch etliche».

Diesem bedrückenden Schlag standen aber auch frohe Tage gegenüber. Ein solcher war sicher das fürstliche Fest, da auf dem Münsterplatz im Jahre 1428 ein internationales Turnier abgehalten wurde. Zwei Ritter von Weltklasse standen sich gegenüber. Der spanische Haudegen Johann von Merle und Ritter

Heinrich von Ramstein. Wir wissen, dass die Schilderung von Cervantes in seinen Roman vom Don Quijote aufgenommen worden ist. Nun, bei jedem Wettkampf benötigt man kenntnisreiche und unparteiische Schiedsrichter. Graf Hans versah, gemeinsam mit einigen andern Adeligen, dieses Amt. Der Spanier hatte, wie Haffner sagt, «im Preyss etwas Vorzugs, darumb ihne Graff Hanss im Ring zu Ritter geschlagen». Graf Hans war später auch Schirmherr des Konzils von Basel. Er hatte also mit der Stadt wie die übrigen Thiersteiner rege Beziehungen.

Hohe Tage durfte der Thiersteiner Graf mit vielen anderen noblen Herren während des Konzils von Basel (1431—1448) erleben. Theodora von der Mühll gibt uns in ihrem Buch «Vorspiel zur Zeitenwende» einen Hinweis, wenn sie zu melden weiss, dass zwölfhundert Buben und Mädchen und acht-hundert Trompeter, Pfeifer und Fiedler die hohen Geistlichen und Ritter durch die Strassen der Stadt Basel begleitet haben, als man den Papst Felix V. feierte. Der Papst war aus Savoyen gekommen. Auf dem Schloss Falkenstein war der neue Papst übernachtet. Mit dem Ruf: «Es lebe der Papst!» wurde Felix V. begrüsst. Nach der Messe setzte sich eine gewaltige Prozession in Bewegung. Dass auch der Thiersteiner Graf dabei war, berichtet Theodora von der Mühll: «Die Reihenfolge des Zuges entsprach so gut wie möglich der Anordnung, wie sie in Rom getroffen wurde, wenn der Papst nach der Krönung in St. Peter durch die Stadt zum Lateran zog. Voran gingen die Laien, Scharen von Kriegsleuten und Dienern, gefolgt vom Adel aus Basel und Umgebung, alles Volk um Haupteslänge überragend, Graf Hans von Thierstein.» Der bunte Zug ging durch die Rittergasse, Freiestrasse und über den Fischmarkt zum Predigerkloster.

Ein neues Zeitalter

Immer mehr nehmen die Konflikte zwischen den *Städten* und dem *Adel* zu. Das Aufblühen des städtischen Wirtschaftswesens lockt zahlreiche Bauern in die Stadt. Dem Ritter fehlen die Arbeitskräfte und damit auch die Einnahmen. «Stadtluft macht frei!» lautet der verlockende Slogan! Zwischen den Fürsten und den Städten klafft ein tiefer Graben. Die Städte von Zürich und Bern bis nach Aachen und Bremen, bis Regensburg und Nürnberg, schliessen sich dem 1254 gegründeten rheinischen Städtebund an.

«Um ihre Lebensbedingungen zu verbessern, sah sich die Ritterschaft zu Raub und Fehde gedrängt. Die Ausplünderung reisender Kaufleute wurde ein adeliges Gewerbe. Die kriegerischen Kräfte, denen legitime Betätigung versagt blieb, entluden sich in brutalen Gewalttaten. Die ritterliche Gesellschaft,

einst die Trägerin einer hohen und feinen Kultur, die Schützerin der Schwachen und Bedrängten, war jetzt der Verarmung und Verwilderung preisgegeben, wurde zum Schrecken des friedlichen Brügers, ein Element der Unruhe.» (K. Kaser, Das späte Mittelalter. Stuttgart 1925. S. 27).

Auch das Land der Grafen von Thierstein bekam die Raublust anderer Adeliger zu fühlen. Peter von Mörsperg hat im Jahre 1445 Büsserach überfallen und den Abt von Beinwil gefangen genommen. Im Gedächtnis der Nachwelt lebten besonders die Herren von Neuenstein als Raubritter fort. An Weihnachten 1411 zogen die Basler als rächende Krieger ins Bännli zwischen Wahlen und Grindel, um Neuenstein zu erobern und zu plündern. Die Eidgenossen zahlten aber auch dem fehdefreudigen Peter von Mörsperg heim, indem sie ins Elsass hinüber zogen und sein Schloss eroberten.

Damals belästigten die Herren der Hohkönigsburg das Elsassland bis nach Basel hinauf. 1462 zogen die Basler aus. Sie erhielten Zuzug von Strassburg, der Herrschaft Oesterreich und anderer Herren. Die Hohkönigsburg wurde erobert. Die Besatzung konnte entrinnen. Das Schloss wurde 1477 wieder aufgebaut. Nun übergab König Friedrich III. die Hohkönigsburg dem Grafen Oswald von Thierstein und seinem Bruder Wilhelm als Reichslehen. Die Burg lag im vorderösterreichischen Land, deshalb wurde nachträglich die Burg durch Erzherzog Sigismund als österreichisches Lehen verliehen.

Auf der Hohkönigsburg

Wie der elsässische Sitz Graf Oswalds, die *Hohkönigsburg*, vor dem Wiederaufbau durch Kaiser Wilhelm II. ausgesehen hat, schildert ein bedeutender Elsässer Dichter, Friedrich Lienhard (1865—1929) in seinen «Wasgaufahrten». Er hat die Ruine im Jahre 1899 in Begleitung einiger Freunde besucht.

«Die Hohkönigsburg trägt einen sehr klangvollen und stattlichen Namen: Sie ist auch, neben dem uralten Girbaden, das schon zu Römerzeiten Kastell war und von Wodan, dem wilden Jäger, noch immer umstrichen wird, die umfangreichste Ruine des Elsasses. Aber man tut wohl daran, nicht mit allzu grossen Erwartungen nach dem zerfallenen und umwachsenen Mauerwerk emporzuklettern. Umfangreich sind ja die Ruinen in der Tat. Es ist da ein Bollwerk, ein äusserer und innerer Hof, ein Löwentor, hallende Räume, stattliche Mauerreste, auch eine Wendeltreppe, die zu einer überschauenden Turmhöhe hinaufführt. Aber eine Hauptsache fehlt: Die Seele».

Die Ruine wurde von der Stadt Schlettstadt dem deutschen Kaiser geschenkt. Und dann habe Wilhelm II. gesagt: «Jetzt wird gebaut!» Ein alter

Elsässer fügte diesem kurzen Bericht bei: «Aber zahlt hat er nix!» Am 13. Mai 1908 wurde die wieder aufgebaute Hohkönigsburg in Anwesenheit Kaiser Wilhelms eingeweiht. Friedrich Lienhard, mit dem ich einst in Weimar über das wechselvolle Schicksal seiner Heimat gesprochen habe, hatte für die Einweihungsfeier einen Festgruss gedichtet. «Das Gedicht wurde von einem Herold zu Pferd vor dem Kaiserzelt gesprochen. Dann zog ein schöngestimmter mittelalterlicher Kostümzug — den Einzug der Sickinger darstellend — in die äusserst stolz und stattlich wirkende Burg ein, und die Gäste folgten.» Regen uns solche historische Feiern nicht zu einem mehr oder auch weniger mitleidigen Lächeln an? Wenn wir aber bei Lienhard lesen, wie sich die Bergsteiger, angeregt durch die Trümmer der zerfallenen Burg, Gedanken über das Bleibende gemacht haben, verstummt die Kritik. Sie sprachen über den zerstörenden Materialismus und über die Notwendigkeit eines Idealismus, der mit dem «Internationalismus» d. h. der farblosen Vaterlandsverachtung nichts zu tun hat. Dort oben kam Lienhard zur Meinung: «Besser eine blühende Volkskunst, als eine welkende Literaturkunst.» Der Weg zur Höhe bedeutete zugleich einen Wandel «im ewigen Lichte eine andere Heimat wissend».

Über diese Zeit schreibt Prof. Paul Stintzi in seiner Broschüre «Elsässer Burgen und Schlösser»: «Mächtig erstand die Burg aufs neue, sie sollte unter den Thiersteinern ihre Glanzzeit erleben (1479—1519). Die Solothurner gaben Geld zum Bau. Das Schloss war fortan die Residenz des Grafen Oswald, der ein unstetes Soldatenleben geführt hatte, Landvogt im Elsass und im Sundgau gewesen und als einer der Oberbefehlshaber bei Murten mitgefochten hatte. Nach seinem im aargauischen Baden eingetretenen Tod (1487) folgte ihm sein Bruder Wilhelm, der meist am Hof lebte, und 1498 Oswalds Söhne, die letzten ihres Geschlechtes, Oswald II. und Heinrich. Sie besassen die Burg gemeinsam. Oswald starb 1514, Heinrich fünf Jahre später. 1517 hatte dieser die Hohkönigsburg an Kaiser Maximilian I. verkauft. Was die Schweden bei der Zerstörung der Burg verschonten, stammte zum grössten Teil vom Prachtbau der Thiersteiner.»

Abendrot über Thierstein

In seiner Abhandlung «Graf Oswald von Thierstein und der Ausgang seines Geschlechts» erfüllt es den Verfasser M. Birmann mit Wehmut, wenn er noch einmal auf die «fast 500 Jahre nach dem erkennbaren Anfang» zurück-schaut. (Basler Jahrbuch 1883. S. 48ff.) Lange Zeit waren die Grafen von Thierstein die obersten Würdenträger und Pfalzgrafen gewesen. Nun war die Zeit gekommen, da auch die Macht des Bischofs durch die Reformation in

Basel unterging. Die ersten Hammerschläge hatten an die bischöfliche Pfalz gepocht. «Das adelige Geschlecht, die Träger des herrschenden Gedankens einer vergangenen Epoche der Weltgeschichte, erlosch mit dem Anbrechen einer neuen Zeit.»

Der Tod des letzten Thiersteiners mutet uns an wie das Erlöschen einer niedergebrannten Kerze. Ein letztes Aufflackern ruft noch einmal das Bild einer weithin leuchtenden Flamme ins Gedächtnis zurück. Der 30. November 1519, der Todestag des letzten Grafen von Thierstein wurde in den Basler Chroniken kurz und schlicht vermerkt: «Uf san Andres anno 1519, disz geschlechts der lest gestorben.»

Auch Carl Roth kommt in seiner Dissertation über die Auflösung der thiersteinischen Herrschaft zum Schluss: «In der Geschichte der Auflösung der thiersteinischen Herrschaft aber bietet sich der Schlüssel zum Verständnis der komplizierten politisch-geographischen Verhältnisse zwischen den Kantonen Basel, Solothurn und Bern im Jura. Für die Territorialgeschichte unserer Gegend bedeutet das Ende des Hauses Thierstein den Anbruch einer neuen Zeit und das Resultat des thiersteinischen Ablösungsprozesses hat auf die Gebietsverhältnisse der beteiligten Kantone bis auf den heutigen Tag bestimmend nachgewirkt.»

Die Nachbarn möchten erben

Ein hartnäckiges Seilziehen setzte nun ein zwischen dem Bischof von Basel und der Stadt Solothurn. Mit allen Mitteln wollte sich Solothurn das Land und die Leute im Lüsseltal sichern. Im Jahre 1487 hatte man das Burgrrecht mit den Thiersteinern erneuert. 1499 wurde das Schloss von den Solothurnern besetzt. Die Grafen standen im Dienste des Kaisers Maximilian. Man hatte also einen guten Grund, den Schwaben den Zugang zum Passwang zu versperren. Nach dem Schwabenkrieg fiel aber der glaubhafte Grund dahin und die Solothurner mussten wieder über den Passwang ins Aaretal zurückkehren.

Als in den italienischen Feldzügen in der Poebene die Eidgenossen den Franzosen gegenüberstanden, vernahm man in Solothurn, dass die Franzosen die Herren von Thierstein zu ihren Freunden zählen konnten. Für die Solothurner war diese Tatsache eine willkommene Einladung, das Schloss Thierstein erneut zu besetzen. Sie blieben diesmal vom Jahre 1512 bis 1514.

Der letzte Graf von Thierstein, Heinrich, scheint über die angriffigen Solothurner nicht sehr erbaut gewesen zu sein, sonst hätte er sich sicher nicht entschliessen können, sein Schloss dem Bischof von Basel zu verkaufen. Diesen

Verlust wollten die Solothurner nicht hinnehmen. Ein Jahr nach dem Verkauf, der 1517 getätigt worden war, erschienen sie wieder und besetzten die Burg, ohne dass ihnen jemand in die Quere zu kommen wagte.

Im folgenden Jahr starb der letzte Thiersteiner . . . und der Streit um das Erbe setzte ein! Er fand erst 1522 seinen Abschluss: Solothurn musste sich in einen Kompromiss fügen. Es erhielt das Schloss Thierstein, dazu die Dörfer Erschwil, Büsserach, Breitenbach, Grindel, St. Pantaleon, Nuglar und die Kastvogtei Beinwil. Das Schloss wurde zum Sitz eines solothurnischen Landvogts. Es blieb bis zum 1. März 1778 der Mittelpunkt der Vogtei Thierstein. 1530 liess sich Solothurn auf dem Reichstag in Augsburg die Herrschaft Thierstein als Reichslehen von Kaiser Karl V. bestätigen.

Der Erschwiler Bäcker Josef Borer hat 1798 das Schloss auf Abbruch erworben, hat aber — zum Glück — die gefährliche Arbeit bald eingestellt. Romantische Basler Jünglinge kauften die Ruine und verschenkten sie 1893 der Sektion Basel des Schweizerischen Alpenklubs, der nun grosse Opfer bringt, um dieses prächtige Denkmal zu erhalten.

Wenn man berühmt ist . . .

Die Hochachtung, die dem Grafen Oswald entgegengebracht wurde, kommt zum Ausdruck, in der Tatsache, dass sich hervorragende Heerführer, und verdiente Krieger unmittelbar vor der Schlacht bei Murten von ihm mit dem Ritterschlag ehren liessen. Er zeichnete auch den anwesenden Herzog Renat von Lothringen aus.

Nach Johannes Dierauer ist Graf Oswald auch der Anführer auf dem Kriegszug nach Nancy gewesen. Oft wird der Zürcher Bürgermeister Hans Waldmann als Anführer genannt. Dierauer widerspricht dieser Behauptung: «Einer Notiz Knebels (Basler Chroniken III, 86) lässt sich vielmehr entnehmen, dass dem Grafen Oswald von Thierstein, der mit Renat nach Basel kam, die Oberleitung über die eidgenössischen Zuzüge übertragen war.» (Johannes Dierauer, Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft Bd. II. S. 281).

Gross war der Ruhm, den Oswald bei Murten und nachher bei Nancy ernten konnte. Doch die Abkühlung trat schon in Lothringen ein. Die wilden Krieger forderten ihren Sold. Herzog Renatus stand vor leeren Truhen. Nun sollte Graf Oswald in die Tasche greifen. Auch er war nicht imstande, die Abenteurer zu befriedigen. Wenn er nicht Tätilichkeiten riskieren wollte, musste er sich zu einer unrühmlichen Flucht entschliessen. «Nach vielen Unordnungen kam endlich die Sache so in Ordnung, dass die Städte Basel,



Schloss Thierstein. Litho nach einer Zeichnung von Winterlin 1840.
(Foto Zentralbibliothek Solothurn)

Schlettstadt, Colmar und Strassburg die nötigen 14 000 Gulden vorstreckten und Graf Oswald hiefür seine Burgen Thierstein und Pfeffingen verpfändete.» (M. Birmann, a. a. O. S. 78)

Aus Nancy brachte im Januar 1477 der Liestaler Heinrich Strübin die silberne Schale als Beutestück zurück.

Geistiges Erbe

Die Herrlichkeit des Rittertums spiegelt sich in vielen Redensarten, die sich in unsere Zeit hinüberretten konnten. Zum Zeichen der Herausforderung

warf der Ritter einen Handschuh vor die Füsse seines Rivalen: Den Fehdehandschuh hinwerfen! Das soll heute noch — in bildlicher Anwendung — vorkommen! Man befehdet sich, man führt etwas im Schilde, setzt sich aufs hohe Pferd, geht ins Zeug, d. h. ins Turnierzeug, man legt eine Lanze ein. Aus dem Sattel heben, sattelfest sein. Fiel einmal ein Ritter vom Pferd, musste ihm ein Knappe rechtzeitig unter die Arme greifen. Wenn der Besiegte dem Sieger das Pferd und die Waffen überlassen musste, dann hatte er Ross und Speer im Stich gelassen. Wer sich nach dem Fall beim Turnier wieder erhob, der hatte sich erholt. Hatte ein Ritter seine ganze Rüstung verloren, war er entrüstet. Die Ritter hatten für das stolze und vornehme Galoppieren das deutsche Wort «schuften», und das Losrennen und Anprallen auf den gepanzerten Ritter hiess «hurten», daraus entstand unser «hurtig». Redensarten wie «die Sporen verdienen, mit offenem Visier kämpfen» sind ohne weiteres auch heute noch verständlich. Wer aber auf grossem Fusse lebt, denkt kaum daran, dass die Unsitte, Schuhe von auffallender Länge zu tragen, im 11. Jahrhundert aufgekommen ist. Die Schnäbel dieser Schuhe waren zurückgebogen.

Wer sich mit der Wappenkunde, der Heraldik, beschäftigt, stellt vielleicht mit Verwunderung fest, wie sehr die moderne Welt dem Mittelalter verhaftet ist. Wappen, geschaffen von kunstsinnigen Rittersleuten, haben alle Epochen überlebt und erfreuen heute an unseren Festen die lebensfreudigen Besucher. Das Thiersteiner Wappen ist auch in der demokratischen Neuzeit erhalten geblieben, wie das Abzeichen der Gilgenberger und vieler anderer Adeliger des Mittelalters. Die Zeit der gnädigen Herren und Obern, der Landvögte hat ihnen so wenig geschadet, wie die Tage der rebellischen Umstürzler des 19. Jahrhunderts. Strassennamen, wie Thiersteiner Allee, lenken unsere Gedanken ebenfalls in die Vergangenheit zurück. Schön ist es, dass sich die Tradition nicht in den Boden hineinstampfen lässt!

Die Kunst auf dem Schloss

Als letzter Sprosse des weitverzweigten Geschlechts der Freien von Klingen erlangte Walther von Klingen als Minnesänger einen so guten Ruf, dass er in der Manessischen Liederhandschrift verewigt wurde. Er war mit Sophie von Thierstein verheiratet. Wir dürfen daher annehmen, dass sich der ritterliche Sänger gelegentlich auch auf den Schlössern Pfeffingen und Thierstein aufgehalten hat. Seine Lieder unterscheiden sich nicht von den Gesängen anderer kunstsinniger Ritter. Bekannt wurde die Familie dieses Minnesängers aber auch durch die Gründung des Klosters Klingental in Basel. Als Walther von Klingen starb, vergabte Sophie ihr Vermögen an das Kloster und wünsch-

te, im Klingental begraben zu werden. (vgl. Gottlieb Wyss, Walter von Klingen und Sophie von Thierstein. Schwarzbueb 1925. S. 38ff.)

Walther von Klingens Vater ist mit einem Kreuzzug ins Heilige Land geritten. Er stand im Dienste Friedrichs II. des Kaisers Rotbart. Walthers Wohnsitz war Klingnau, später Basel. Er war ein Freund Rudolfs von Habsburg. Seine Zeitgenossen rühmten seine ungewöhnliche Freigebigkeit. Er ist in Basel am 1. März 1286 gestorben. Seine Gedichte sind Liebeslegien. Es sind bloss acht dieser Lobeshymnen auf die Frauen in unsere Tage hinübergerettet worden. Als die schönsten Töne der Welt bezeichnet er die minnigen Worte, die aus reinem und schönem Frauenmund kommen. (Jakob Bächthold, Geschichte der Deutschen Literatur in der Schweiz. S. 152 f.)

Mit den Thiersteinern waren die Homberger nahe verwandt. Wir dürfen daher noch einen zweiten Minnesänger in die Familie der Grafen von Thierstein einreihen. Es ist Graf Werner von Homberg. Er tritt als Teilnehmer an einem Kriegszug nach Lithauen im Jahre 1304 auf. Er wurde Reichsvogt der Waldstätte. In Mailand zeichnet er sich durch seine Tapferkeit aus. Aus Italien kommt er nach einigen Jahren über die Alpen zurück und stellt sich in die Reihen der Habsburger. In Esslingen gerät er in Gefangenschaft der Bayern. 1318 wird er frei und geht noch einmal nach Italien. Er stirbt am 21. März 1320. Von ihm enthält die Manessesche Handschrift ebenfalls acht Lieder.

Die mittelalterlichen Herren lebten also nur selten auf ihren abgelegenen Schlössern. Wenn wir uns die mühe- und gefahrvollen Reisen in ferne Länder vorstellen, dann können wir diesen Draufgängern unsere Achtung nicht versagen; wir begreifen auch, dass in vielen Liedern der Abschiedsschmerz zum Ausdruck kommt, wie dies in einem Gedicht des Grafen Werner von Homberg der Fall ist, das W. von Scholz ins Hochdeutsche übertragen hat.

GRAVE WERNHER VON HONBERG

Mit urlob wil ich scheiden von dem lande,
herz unde muot daz lâz ich ir ze pfande:
sin und gedank die wen von ir niht scheiden,
si sint bî ir mit stæteclîchen triuwen:
daz ist alsô und sol mich doch niht riuwen;
und für ich von den kristen zuo den heiden,
sô wil ich doch ir diener sîn,
diu mich dâ twinget her von kindes jugende.
ich wil der lieben vrouwen mîn
mit willen dienen dur ir wîplîch tugende.
swie si mich hât beroubet muotes und der sinnen gar,
ich nîg aldar: daz muoz mir sîn erloubet,
swie verre ich von den landen var.

Mit Urlaub will ich gehen aus dem Lande.
Herz und Seele lass' ich ihr zum Pfande.
Sinn und Gedanke wollen nicht von ihr scheiden.
Sie sind bei ihr mit steter Herzenstreue.
Das bleibt nun so. Ich will es. Ohne Reue.
Und führ' ich von den Christen zu den Heiden,
will ich doch stets ihr Diener sein,
der ich zu eigen schon von frühester Jugend.
Ich diene dieser lieben Frauen mein,
mit Willen dien' ich ihrer hohen Tugend.
Sie hat mich längst beraubt
Verstands und meiner Sinne ganz und gar.
Ich aber neige mich ihr dar,
an die mein Herz und meine Seele glaubt.
Immer. Wie fern ich auch von diesem Lande fahr!

Fremde Kultur wird bodenständig

«Schwer ist der Grad des romanischen Einflusses auf Anschauungs- und Ausdrucksweise dieser deutschen Hoflyrik festzustellen. Sicher ist so manche Übereinstimmung auf Entlehnung von Dichter zu Dichter zurückzuführen; anderes erklärt sich aus allgemeiner Kulturertragung, wiederum anderes aus der Gleichheit des Gegenstandes und des geistigen Niveaus der Dichter.» (F. Vogt und M. Koch, Geschichte der Deutschen Literatur).

Werner von Homberg und Walter von Klingen. Zwei Minnesänger, die als Verwandte der Thiersteiner sicher gelegentlich auf dem Büsseracher Schloss gesungen haben. Die adeligen Sänger waren die Vertreter der höfischen Kunst. Sie waren aber gleichzeitig auch die Verbreiter geschichtlicher Ereignisse im Zeitalter, da man noch nichts wusste von den sogenannten Massenmedien. Auch die Sänger konnten, gerade so gut oder so schlimm wie die moderne Presse, Heldentaten verherrlichen oder verschweigen. Der ideale Inhalt des Rittertums in der Glanzzeit lieferte Stoff genug zu Liedern, mit denen die noble Gesellschaft im Rittersaal fürs Gute begeistert werden konnte. Der Schutz des Christentums, das Mitleid mit den Schwachen, den Witwen und Waisen. Der Ritter als Samariter, der sich um die Kranken und Bedrängten kümmert. Besonders willkommen werden die Sänger in der langen, kalten Winterszeit gewesen sein. Walter von der Vogelweide und viele andere Zeitgenossen haben sich über die Härte des Winters beklagt und in wehmütigen Versen ihrer Sehnsucht nach dem Frühling Ausdruck gegeben. Die Ritter kannten die bequemen Wohnungen unserer Tage noch nicht. Die Räume waren nur notdürftig geheizt. Um den Kamin, das Cheminée versammelte sich die ganze Familie.

Wie es auf unseren Schlössern im Mittelalter ausgesehen hat, das erfahren wir in einer Schilderung, die von einem Augenzeugen, Ulrich von Hutten, stammt. «Steht eine Burg auf einem Berge oder in der Ebene, auf jeden Fall ist sie nicht für die Behaglichkeit, sondern zur Wehr erbaut, mit Gräben und Wall umgeben, innen von bedrückender Enge, zusammen gepfercht mit Vieh- und Pferdeställen, dunkle Kammern sind vollgestopft mit schweren Büchsen, Pech, Schwefel und allem übrigen Waffen und Kriegsgerät. Überall stinkt das Schiesspulver, und der Duft der Hunde und ihres Unrates ist auch nicht lieblicher, wie ich meine . . . Und Welch ein Lärm! Da blöken die Schafe, brüllt das Rind, bellen die Hunde, auf dem Felde schreien die Arbeiter, die Wagen und Karren knarren, und bei uns zuhause, die wir nahe an Wäldern wohnen, hört man die Wölfe heulen. Jeden Tag kümmert man sich um den folgenden, immer ist man in Bewegung, immer in Unruhe . . . Ist es dann ein schlechtes Jahr, wie dies in unserer unfruchtbaren Gegend nur zu oft der Fall ist, dann herrscht furchtbare Not, furchtbare Armut. Da gibt es dann nichts, was einen nicht zu jeder Stunde aufregt, verwirrt, ängstigt, zermürbt, aufreibt.» (Epistolae Ulrici Hutteni Zitat aus: Johannes Böhler, Die Kultur des Mittelalters. Leipzig 1931) Der Ritter, Humanist und Dichter Ulrich von Hutten lebte von 1488 bis 1523.

Trübe Gedanken

Wenn dann in stillen winterlichen Stunden der Thiersteiner Graf ins Lüsseltal hinab schaute, dann befiehl ihn vielleicht jenes bedrückende Gefühl, dem Walter von der Vogelweide in einer wundervollen Elegie Ausdruck gegeben hat. Als der Dichter in Würzburg auf den Main hinabschaute, schrieb er jene Klage, die mit den Worten beginnt:

Owē war (wohin) sint verswunden alliu mîniu jâr!
Ist mir mîn leben getroumet, oder ist ez wâr?

Wie zeitlos sind doch die Klagen, die der Dichter in seiner Elegie ausspricht! Könnten die paar weiteren Verse, die hier noch in der neuhochdeutschen Übersetzung angeführt werden, nicht erst gestern geschrieben worden sein?

«Wehe, wie kläglich gebärdet sich die Jugend, die einst höfisch frohgestimmt war! Die verstehn nur noch sich zu sorgen: wehe, warum tun sie so? Wohin immer in der Welt ich mich wende, da ist niemand mehr fröhlich. Tanzen, Lachen, Singen geht ganz in Kummer unter. Nie hat ein Christenmensch eine so leidvolle Gesellschaft erblickt.» Walter hat die Verlogenheit der Welt erkannt und er sagt:

Diu welt ist ūzen schöne, wîz grüen unde rôt,
und innân swarzer varwe, vinster sam der tôt.
(Die Welt ist aussen schön, weiss, grün und rot und innen schwarzer Farbe, finster wie der Tod).

Wer vermochte den enttäuschten Mann, der so viele Burgen und Städte zwischen Südtirol, Wien und Deutschland gesehen hatte, noch zu trösten? Die Natur. In seinen alten Tagen habe er sich am Ufer des Mains aufgehalten und habe die Vögel und Fische mit Brosamen gefüttert. Er hatte nur noch den einen Wunsch: Aus seiner Hinterlassenschaft möge man Körner kaufen, damit die Vögel auf seinem Grab stets Körner und Wasser vorfinden.

«Nichts ist so beständig wie die Vergangenheit»

(Prof. Heinrich Meyer)

Ein Blick in die Vergangenheit regt den denkenden Menschen immer wieder zu Meditationen an. Man mag es da und dort als einen nutzlosen Zeitvertrieb bezeichnen, wenn man sich mit dem vergangenen und vergorenen Rückstand eines Stromes beschäftigt. Das Schicksal der Grafen von Thierstein hat aber schon im 17. Jahrhundert den berühmten Solothurner Stadtschreiber Franziskus Haffner zu sehr gefühlsbetonten Überlegungen angeregt. Er reiht die Thiersteiner bei «den ältesten in ganz Teutschland» ein. «Sie stellen uns Menschenkindern einen klaren Spiegel der Eytelkeit diser Welt vor Augen, da wie namblich das zeitliche Glück bald ein Geschlecht erhebet und dann wann es am höchsten zu seyn vermeint, dasselb urplötzlich mit Stock und Wurtzel austilget».

Man brauche, um diese Tatsache bestätigt zu finden, nur das Zeitregister der Thiersteiner zu überblicken. Diese uralten Grafen seien ihrer «Dapfer-Höff- und Herrlichkeit» wegen bei Kaisern, Königen, Fürsten und Herren in hohem Ansehen gestanden. Sie seien auch die Gründer vieler Klöster und Kirchen gewesen. Sie seien mit der Stadt Solothurn «in Burgrecht und guter verständnuss gestanden». «Dafür durften die Thiersteiner immer mit der Hilfe der Solothurner rechnen, sei es auf den Zuzug von Kriegern oder «als fürleyhung grosser Summen Gelts».

Wenn wir heute als reiselustige Autofahrer auf schönen Strassen fremde Städte und Länder aufsuchen, dann muss es uns mit einem ehrlichen Respekt erfüllen, wenn wir bedenken, dass die mittelalterlichen Ritter diese Wege zurückgelegt haben — ohne Wegweiser und Landkarten. Im Winter 1179 hat sich Graf Wolffhart von Thierstein bei einem Turier in Köln eingefunden. 1311 tritt Graf Hans von Thierstein in Ravensburg auf. 1337 finden wir Graf Georg auf dem Turnier zu Ingelheim. 1384 scheint es in Basel an einem Ritter-

fest übermütig zugegangen zu sein. Graf Walraff von Thierstein und Herr Burckhard Münch seien hoch zu Ross die Stiege bei der Mucken hinaufgeritten «und stachen miteinander in der Stuben».

Haffner weiss aber noch weitere Leistungen der Thiersteiner aufzuzählen. Die Grafen scheinen über einen sehr guten Nachrichtendienst verfügt zu haben. Trotzdem wahrscheinlich kein mustergültiger Postdienst bestand, wussten sie, zu welcher Zeit und Stunde in weitentfernten Städten Wettkämpfe stattfanden. 1392 war Graf Heinrich von Thierstein auf dem Turnier von Schaffhausen. 1408 ritt Graf Hans ans Turnier in Heilbronn. Schlimm war es drei Jahre vorher dem Grafen Hermann von Thierstein am Stoss ergangen. Er hat sich zu den Adeligen geschart, die gegen die freiheitsliebenden Appenzeller ins Feld zogen. «Neben anderen vilen Rittern und Edelen» ist der Thiersteiner am Stoss erschlagen worden.

In die sportliche Ehrentafel muss man jenes Turnier einreihen, bei dem sich Oswald von Thierstein «am besten gehalten hat». Das war Anno 1457 in Augsburg.

Das Buch der Ritter wird zugeklappt

Von dieser Zeit an begegnen wir den Thiersteinern nicht mehr an den hohen Festen der Ritterschaft. Das mittelalterliche Gottesreich war krank geworden. Eine neue Zeit war im Anzug. Ricarda Huch fand für diese Entwicklung ein eindrucksvolles Bild: «Man lebte im Reich wie in einem sehr alten Bau, wo man zuweilen bei Nacht ein schauerliches Rieseln im Gemäuer zu hören und ein Schwanken unter den Füssen zu spüren glaubte». (R. Huch, Das Zeitalter der Glaubensspaltung. Zürich 1937. S. 23).

Damit war auch die Zeit der ritterlichen Dichtung zu Ende. Sie blühte vom Ausgang des 12. bis zum Anfang des 14. Jahrhunderts. In den vielen Kleinkriegen, auf Romfahrten und Kreuzzügen hatten die Ritter Gelegenheit gehabt, sich in der Waffenkunst zu vervollkommen. Es gehörte aber auch zu den Aufgaben der Ritter, den feinen gesellschaftlichen Ton zu pflegen. Vergessen wir nicht, dass wir aus jenen Tagen die Wörter «ritterlich und höflich» als verpflichtende Erbschaft übernommen haben! Das ritterliche Leben hatte einen internationalen Charakter. Was am Hof Friedrich Barbarossas gute Sitte und Brauch war, das galt auch auf den Schlössern unserer nächsten Umgebung. Als beide Söhne Friedrich Barbarossas die Ritterwürde empfingen, trafen sich über tausend Fürsten, Ritter und Damen am Mainzer Pfingstfest (1184). Hier hat sich der Glanz des höfischen Lebens entfaltet. Die bunten Kleider, die Waffenspiele, die Umzüge und Bankette müssen den Neid der Zaungäste erregt haben.

Nachdem die Ritterschaft zur führenden Macht geworden war, übernahm sie auch die Führung auf dem literarischen Gebiet. Die ritterliche Dichtung war anfänglich stark von Frankreich beeinflusst. Die Lieder der Troubadours wurden ins Deutsche übertragen. Eine Menge französischer Wörter drangen in die deutsche Sprache ein. Bei den Dichtern des Ritterstandes gehörte es bald zur grossen Mode, die eigene Sprache mit fremden Brocken zu garnieren!

Vom Geist der Freiheit in der Thiersteiner Kluse

«Die Schweiz in ihren Ritterburgen», das ist der Titel eines Buches, in dem der Schwarzbube Urs Peter Strohmeier als Verfasser des Teils über den Kt. Solothurn mitgearbeitet hat. Der Pfarrer, Lehrer und Historiker Strohmeier stammte aus Büsserach. Er lebte von 1805 bis 1845.

Er kannte eine Sage, die im Lüsseltal erzählt worden ist. Sie berichtet, dass der steile Fels bei der Ruine Thierstein von einem Riesen festgehalten werde. Sobald ein Feind durch den Engpass ins Schweizerland eindringen wolle, lasse der Riese seine Kette los, der Fels stürze ins Tal und zerschmettere den Feind.

Urs Peter Strohmeier hat diese Sage zu einem sechsstrophenigen Gedicht gestaltet. Die drei letzten Strophen seien hier angeführt:

Wenn es je dem Feind gefiele
Über diese Schweizerdiele
Einzuschreiten in das Land,
Wird auf ihn in diesem Tale,
Hundertfachem Donnerstrahle
Gleich der Felsenblock entsandt.
Siehst du nicht durchs Buchendunkel
Blauer Augen Blutgefunkel
Und das wolkenweisse Haar?
Hörst du, wie der Wald erschauert,
Wenn er, sonst nur hingekauert,
Einmal auflauscht nach Gefahr?
Geh zur Heimat und erzähle
Deinem Volk bis in die Seele,
Was dein Auge hier gewahrt;
Wie der Geist der Freiheit droben,
Seine Schleuder hält gehoben,
Für den rechten Wurf sie spart.